

ALEX
CAPUS
Reisen im Licht
der Sterne

HANSER



Die Backsteine im Kamin haben bis auf den heutigen Tag kaum Ruß angesetzt.

Eine Straße hinauf nach Vailima gab es nicht; sämtliches Baumaterial musste auf Pferderücken vom Hafen heraufgebracht werden. Auch als das Haus fertig gebaut war, riss die Prozedur von Kisten und Fässern zu Stevensons Anwesen nicht ab. Louis ließ sich aus Schottland einiges an Familienmobiliar schicken – einen Eichentisch, ledergepolsterte Stühle, ein Chippendale-Buffet und einen Geschirrschrank voller Kristallgläser und chinesischem Porzellan. Am 1. Juli 1891 traf aus Edinburgh auch das alte Klavier seiner Eltern ein; Louis hatte es sich dringend gewünscht, obwohl auf Vailima niemand Klavier spielte. Monat für Monat brachte das Postschiff fassweise französischen Wein und schottischen Whisky, kistenweise Zigarren und Zigaretten, kalifornisches Eis in großen Blöcken sowie Schinken aus Parma und Käse aus dem Emmental und Schokolade aus Belgien. Im Stall standen meist drei oder vier Milchkühe, mehrere Pferde sowie Schweine und Hühner. Da eine derart große Hauswirtschaft ohne Hilfe nicht zu betreiben war, stellten Louis und Fanny Personal ein. An Weihnachten 1891 hatte Vailima, nebst den Plantagenarbeitern, fünf samoanische Hausdiener; ein Jahr später waren es zwölf. Harry Moors schätzte, dass der Bau des Hauses an die zwanzigtausend Dollar gekostet hatte, und Louis selbst bezifferte die jährlichen Haushaltskosten auf sechstausendfünfhundert Dollar. Das war Ende des 19. Jahrhunderts sehr viel Geld.

Als dann das Haus nach langen Mühen endlich stand, scheint es aber weniger das Klima oder die reichhaltige Flora und Fauna gewesen zu sein, die Louis' Aufmerksamkeit fesselte, sondern vielmehr ein Berg namens Mount Vaea, der vierhundertfünfundsiebzig Meter über die Küste aufragt und zum Stevensonschen Anwesen gehörte. Über dem Gipfel kreisten Fregattvögel, die Flanken hatten die Form erkalteter Lavaströme und waren dicht bedeckt mit undurchdringlichem Dschungel, aus dessen Blätterdach das Gurren wilder Tauben drang. »Ich denke, dass Stevenson verschiedentlich auf Mount Vaea gestiegen sein muss«, berichtete Moors. »Er hat mir mehr als einmal erzählt, was für eine großartige Aussicht man vom Gipfel ›seines Berges‹ aus habe.«

Einen Pfad hinauf auf den Gipfel gab es nicht; es muss für Louis eine Qual gewesen sein, sich den steilen Hang hinan durch den Dschungel zu kämpfen. Anzunehmen ist, dass er zwei oder drei Samoaner bei sich hatte, die ihm mit Macheten den Weg bahnten; und mehrmals vertraute

er nach dem Abstieg seinem Stiefsohn Lloyd an, dass er dort oben auf dem Gipfel begraben werden möchte. »Obwohl der Berg auf unserem Grundstück lag und stets deutlich sichtbar vor unserer Nase stand, war Stevenson der Einzige von uns, der jemals dessen steilen Hang hochkletterte. Entgegen seinem ausdrücklichen Wunsch habe ich es nie über mich gebracht, durch den Dschungel einen Pfad hinauf auf den Gipfel zu bahnen. Es wäre natürlich eine scheußlich mühselige Arbeit gewesen; aber was mich wirklich zurückschrecken ließ, war der Gedanke an Louis' Tod. Denn was wäre dieser Pfad anderes gewesen als der Weg zu seinem Grab? Daran zu arbeiten, hätte mich unsäglich abgestoßen. Obwohl ich ihn damit verärgerte, bin ich seinem Wunsch stets ausgewichen. In den späten Nachmittagsstunden, wenn wir anderen vor dem Haus Tennis spielten, ging er auf der Veranda auf und ab, und ich bemerkte, wie oft er stehen blieb, um zum Gipfel hochzuschauen. Am schönsten war der Berg gegen Abend, wenn der Abendstern über ihm schien. Zu dieser Stunde versank Stevenson am längsten in dessen Anblick. Ich versuchte ihn dann immer aus seinen Gedanken zu reißen, sprach ihn an und fragte nach dem Spielstand oder legte das Tennisracket weg, um zu ihm zu laufen und ihn abzulenken.«

Zu gerne würde man wissen, wieso ausgerechnet dieser Berg – der dem unbefangenen Betrachter ein ganz gewöhnlicher Hügel ist, wie es noch viele gibt –, weshalb ausgerechnet dieser Berg Stevensons Aufmerksamkeit dermaßen fesselte. Weshalb Mount Vaea und kein anderer, unter allen Bergen Samoas, Hawaiis und Tahitis? Interessant ist, dass Louis, der sonst wirklich alles zu Papier brachte, was ihn bewegte, und der am liebsten alles gedruckt sah, was er zu Papier brachte – interessant ist also, dass er Mount Vaea in seinen Briefen, Romanen und Reportagen kaum eines Wortes würdigt. Und weil es kein schriftliches Zeugnis darüber gibt, was den weitgereisten Dichter an jenem unscheinbaren Hügel so sehr faszinierte, kann wohl nichts anderes weiterhelfen als ein Augenschein vor Ort.

Heute führen zwei bequeme Fußwege von Stevensons Haus hinauf auf den Berg; ein steiler, für den man etwa eine halbe Stunde benötigt, und ein sanfterer, gut doppelt so langer. Auf dem Gipfel bietet sich zunächst die erwartete Aussicht: im Norden die Hausdächer Apias, dann der Hafen und die Weite des Ozeans; im Westen bewaldete Hänge und scharfe Bergspitzen; im Süden sieht man einen weiteren Hügelzug, und ein paar hundert Meter östlich von Mount Vaea führt die Straße

vorbei, die zu Robert Louis Stevensons Zeit der einzige Trampelpfad an die Südküste war.

Noch weiter in südwestlicher Richtung, knapp hinter dem Horizont, liegt in zweihundertsiebenundsechzig Kilometer Entfernung eine kleine, kegelförmige Insel. Bei gutem Wetter könnte ein Segelboot oder ein kleiner Dampfer sie ohne weiteres in zwei Tagen erreichen; eines der pfeilschnellen samoanischen Auslegerboote müsste die Strecke in weniger als vierundzwanzig Stunden schaffen. Aus der Ferne betrachtet, scheint diese Insel aus nicht mehr als einem ganz gewöhnlichen erloschenen Vulkan zu bestehen, wie es in der Südsee viele gibt. Sie erhebt sich fünfhundertsechzig Meter aus dem Meer, ist dreikommmavier Quadratkilometer groß und fast unbewohnt; sie heißt heute Tafahi und gehört zum Königreich Tonga. Ein paar Dutzend Tonganer pflanzen im Nordwesten der Insel Vanille an und betreiben Fischfang für den Eigenbedarf. Auf der südlichen, Samoa abgewandten Seite aber gibt es einen einsamen Strand, der seit den Tagen Robert Louis Stevensons von allerlei Legenden umrankt ist.

Wenige Tage, nachdem er den Kaufvertrag für Vailima unterschrieben hatte, gab Louis einem Reporter des »Sydney Morning Herald« ein Interview.

RLS: »Oh ja, die Inseln sind schön, so schön übrigens, dass ich beschlossen habe, sie zu meiner neuen Heimat zu machen. Es ist zwar nicht einfach, auf den Südseeinseln Land zu kaufen, aber ich habe zum Glück einen passenden Ort auf Samoa gefunden.«

REPORTER: »Aber glauben Sie denn, dass die Lage auf Samoa wieder ruhig genug ist, dass man sich dort niederlassen kann?«

RLS: »Wir werden sehen. Ich versuche jetzt mal mein Glück.«

REPORTER: »Ich nehme an, dass Sie Ihre Südsee-Erfahrungen im nächsten Roman verarbeiten werden. Wenn wir schon dabei sind: Haben Sie die Schatzinsel je besucht?«

RLS (*lächelt vergnügt*): »Die Schatzinsel liegt nicht im Pazifik. In der Tat wüsste ich selbst gern, wo sie zu finden ist. Als ich das Buch schrieb, habe ich sehr darauf geachtet, keine Hinweise auf ihre Lage zu geben, damit sie nicht von Schatzsuchern überfallen wird. Wie auch immer, die meisten Leute glauben, sie liege in der Karibik.«

Die Geschichte von Fanny und Louis

Als Louis auf Samoa ankam, war sein literarischer Erfolg noch jung; die Anerkennung war spät und eher überraschend gekommen. Am Gymnasium war er ein unauffälliger Schüler gewesen, Ingenieur und Leuchtturmbauer wie sein Vater und dessen Vater⁸ hatte er nicht werden wollen, und das Studium der Juristerei an der Universität Edinburgh hatte er nur widerwillig hinter sich gebracht. Am meisten auf sich aufmerksam gemacht hatte der junge Mann aus wohlhabendem Haus, indem er eine extravagante blaue Samtjacke, schulterlanges Haar und einen schütterten Schnurrbart trug; zudem unternahm er gern nächtelange Streifzüge durch die Hafenkneipen und Bordelle Edinburghs, wobei er große Mengen Bier trank, Haschisch rauchte und ohne Punkt und Komma mit Matrosen, Fuhrknechten und Prostituierten redete. Lange Zeit war er heftig verliebt gewesen in ein großes, blondes Mädchen namens Kate Drummond, das abwechselnd in der Fabrik und auf der Straße arbeitete; Louis' Plan, sie mittels Heirat aus der Gosse zu retten, scheiterte am heftigen Widerstand seiner streng calvinistischen Eltern.

Tagsüber widmete er sich der Schriftstellerei. Dabei litt er am Unglück, dass das, was er schrieb, seinen Ansprüchen nie genügte und dass er sich trotzdem weder die Ansprüche noch die Schriftstellerei aus dem Kopf schlagen konnte. Das fing schon damit an, dass Louis auf den Tod nichts einfallen wollte, was aufzuschreiben der Mühe wert gewesen wäre. Hin und wieder gelangen ihm kleine, gestelzte Traktate über die heroische Vergangenheit Schottlands, die manchmal sogar von dieser oder jener akademischen Zeitschrift gedruckt wurden. Einmal verfasste er ein Opernlibretto, von dem nichts erhalten ist als der verheißungsvolle Titel »Die verdorbene Kartoffel«. Im Sommer streifte er zwecks Beschaffung literarischer Stoffe durch den Schwarzwald, unternahm eine Kreuzfahrt um die Inneren Hebriden oder fuhr mit dem Kanu über die Flüsse Belgiens und Nordfrankreichs; und nach der Heimkehr schrieb er hübsche, aber ziemlich ichbezogene Reiseberichte. Keine Zeile über Seeräuber, kein Wort von spanischen Golddublonen, keine Silbe über Skelette oder einsame Inseln.

Nichts deutete darauf hin, dass Louis jemals etwas anderes schreiben würde als blutleere, studentische Traktätchen. Aber dann erschien im Januar 1883 sein erster Roman: »Die Schatzinsel«. Eine Geschichte für Jungen. Das Buch war das reine Gegenteil von allem, was er bis dahin geschrieben hatte – keine hohle Gelehrsamkeit mehr, kein leeres Wortgeklingel, keine eitle Selbstbetrachtung, sondern eine schlichte, spannende Abenteuergeschichte.

Was war geschehen?

Bis an sein Lebensende hat Louis stets darauf bestanden, dass es für »Die Schatzinsel« kein reales Vorbild gebe, dass also der Roman pure Erfindung sei – und bei anderen Schriftstellern zusammengestohlen. Im vierten Jahr auf Samoa schrieb er in einem koketten Vorwort zu einer Neuauflage: »Gestohlene Äpfel schmecken sprichwörtlich süß. Da komme ich nun zu einem peinlichen Kapitel. Kein Zweifel, der Papagei gehörte einst Robinson Crusoe. Kein Zweifel, das Skelett stammt von Poe. Ich mache mir darüber wenig Gedanken, denn es sind Kleinigkeiten und Einzelheiten; und kein Mensch kann das Monopol auf Skelette beanspruchen oder sprechende Vögel für sich beiseiteschaffen. Die Palisade, sagt man mir, stammt aus ›Masterman Ready‹. Mag sein, das ist mir egal.«

So viel Freimütigkeit ist unter Schriftstellern weißgott nicht üblich und stimmt nachgerade misstrauisch. Wenn er es schon zugab – konnte es dann wirklich stimmen, dass er die Geschichte zusammengeklaut hatte? Hat Louis damit nicht verschleiern wollen, dass es die Schatzinsel tatsächlich gab und dass er ihre Lage genau zu kennen glaubte?

Bis auf den heutigen Tag streiten sich Sprachwissenschaftler und Biographen über die Frage, ob Stevenson für die Schatzinsel reale Vorbilder heranzog, und wenn ja, welche. Manche tippen auf die Turks & Caicos Islands nördlich von Haiti, andere auf die Isla de la Juventud bei Kuba oder die Isla de Caja de Muertos südlich von Puerto Rico. Andere glauben in Louis' Landschaftsbeschreibungen die Küste Kaliforniens wiederzuerkennen, wieder andere mutmaßen absonderlicherweise, dem Dichter habe die Umgebung seiner Heimatstadt Edinburgh Modell gestanden. Beweise oder auch nur starke Indizien hatte bisher niemand vorzuweisen.

Ebenso wenig zu beweisen ist die romantischste aller Legenden: dass Louis die Idee zur Schatzinselgeschichte Ende 1879 gehabt habe, als er im Hafen von San Francisco einen einbeinigen Matrosen traf, der eben